

Der Weg ins Leben

Autor(en): **Lilius, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 37

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS



Ueber Nacht war es gekommen. Mit der ganzen Wucht einer unabwendbaren Naturkatastrophe war es, jäh und verheerend, über das Dorf hereingebrochen. «Ein Gottesgericht», meinte Don Eusebio, der Priester, und die Frommen bekreuzigten sich, während die Zweifler die Achseln zuckten.

Ungewöhnlich trüb und regnerisch war der Herbst gewesen, täglich ringelten die vom See aufsteigenden Nebel wie schleimige Reptile durch Tal und Ebene, krochen die steilen Hänge empor bis zu den Höhen, wo sich ihre brauenden Schwaden mit den tief herabhängenden Wolkenfetzen zu eiskalten Schleiern verdichteten, die zuweilen, von einem Windstoss gespalten, gespensterische Formen annahmen, tanzten und wirbelten, um schliesslich wieder von neuen grauen Ungeheuern verschlungen zu werden. Vergeblich kämpfte die Sonne dagegen; ihre Strahlen blieben machtlos; tagelang lag das Dorf, der Umwelt entrissen, in ein undurchsichtiges Grau gebettet, und die Menschen huschten wie Schemen durch die feuchtkalten Gassen. Die Wäscherinnen am Brunnen rieben sich die blaugefrorenen Hände, die Alten zogen das Wolltuch fester um die Schultern und sprachen von der guten alten Zeit, da Wetter wie Leute viel zuverlässiger gewesen seien.

Die Bocciabahn lag öde und verlassen, denn die Männer und Burschen versammelten sich lieber drinnen beim lodernden Kaminfeuer um den grossen Tisch der Osteria, um bei einem Glase Nostrano ihr Pfeifchen zu rauchen, Karten zu spielen und die Tagesereignisse wiederzukäuen. Dabei pflegte Lorenzo, der Wirt, sich des öfters zu ihnen zu gesellen, um mit lauter Stimme seine Ansichten über Wetter und Wind, über die Marktpreise wie über die Politik kundzugeben. Stark und breitschultrig, mit rotem Gesicht und funkelnden Augen stand er da, donnerte, wettete, schimpfte, fluchte, fuchtelte mit den Armen und ballte zornig die Faust, sobald ihm etwas gegen den Strich ging. Und da ihm alles, was nicht völlig mit seinen Anschauungen übereinstimmte, gegen den Strich ging, ertönte seine Stimme fast täglich mit voller Lautstärke aus der Osteria. Auch sein Lachen war dröhnend; aber es war kein gutes Lachen, sondern eines, das die Zuhörer erschauern liess. Vielen Leuten blösten seine wuchtige Gestalt und sein jähzorniges Temperament Schrecken ein; am meisten aber fürchtete ihn seine Frau. Die Furcht stand ihr geradezu auf dem Gesicht geschrieben. Jedesmal, wenn er mit rauher Bassstimme sein lautes, herrisches «Claudia!» rief, liess sie alles, was sie in den Hän-

den hielt, fallen und eilte hinzu, um seine Befehle widerspruchslos auszuführen. Auch die Kinder, besonders die Kleinen, verspürten einen an Angst grenzenden Respekt vor dem Vater, und sogar Fausto, der bereits Sechzehnjährige, duckte sich schüchtern, wenn dieser wutentbrannt auf ihn zukam, um ihn wegen irgendeines Versäumnisses oder einer Nachlässigkeit zu züchtigen. Lorenzo packte seine Sprösslinge hart und rücksichtslos an, und jede Aeussierung von Zärtlichkeit schien seiner gewalttätigen Natur fremd zu sein. Die Einzige, die von des Vaters Wutanfällen scheinbar unberührt blieb, war Francesca, die Älteste. Schon als kleines Mädchen pflegte sie sich ruhig vor ihm aufzupflanzen und ihm unverwandt in die Augen zu blicken, wenn er auf sie losfuhr, bis er sich mit einem Fluch oder einem unterdrückten Lachen abwandte, ohne sie auch nur mit einem Finger angerührt zu haben. Es lag etwas Seltsames, Unklärliches in ihren furchtlos blitzenden Augen, etwas, das ihn davon abhielt, sie zu schlagen. «Die wird ein rechtes Teufelsweib werden», meinte er zuweilen schmunzelnd, wer die einmal heiratet, wird einen schweren Stand haben. Im stillen bewunderte er die Tochter, eben weil sie allein sich ihm zu widersetzen wagte. Er gab ihr stets den Vorzug vor seinen übrigen Kindern und freute sich auf die Zeit, da sie erwachsen und von den Burschen umschwärmt sein würde. «Die wird etwas anderes als ihre Mutter werden», erklärte er mit einem verächtlichen Seitenblick auf Claudia, wenn diese mit gekrümmtem Rücken am Kamin sass und Strümpfe stopfte oder in dem rusigen Polentakessel rührte. «Duckmäuserisch» nannte Lorenzo die Frau, die er geheiratet, nachdem kein anderer im Dorf sich um sie beworben hatte. Dass auch kein anderes Mädchen als die bettelarme Claudia ihn genommen hätte, darüber schwieg er wohlweislich. «Francesca artet mir nach», pflegte er mit einem selbstgefälligen Grinsen zu betonen. «Zum Glück hat sie nichts von Claudia geerbt.»

Später aber sollte es sich zeigen, dass Francesca doch auch das Kind ihrer Mutter war, das heisst, dass ein wesentlicher Zug ihres Grossvaters mütterlicherseits in ihr steckte; dieser war ein verkommener Vagabund gewesen, den man in der Familie am liebsten nicht erwähnte. Eines schönen Tages nämlich war Francesca verschwunden, und zwar war sie bei Nacht und Nebel davongelaufen, nichts als einen Papierfetzen mit den daraufgekratzelten Worten: «Ich habe genug und gehe. Sorgt euch nicht um mich», zurücklassend. Die damals kaum Sieb-

zehnjährige war somit die erste in der Familie, die es gewagt hatte, das väterliche Joch abzuschütteln. Drei Tage lang hatte Vater Lorenzo getobt und gelästert, so dass kein Mensch sich in die Osteria hineingetraute, während Mutter Claudia zitternd ihrer Arbeit nachging und manch geheime Träne abtrocknete. Sie vermied es, laut und offen zu weinen, um Lorenzo nicht noch mehr zu reizen, hatte er doch bereits die ganze Schuld an dem Geschehenen auf ihre Schultern abgewälzt; ihr allein, ihr und dem verdamnten Blut ihres Vaters, dieses Gänners und Erzlumpen, hatten sie es zu verdanken, wenn die Kinder Taugenichtse und Strolche wurden. Mit Francesca hatte es begonnen, die anderen würden jedenfalls nachfolgen – was durfte man schon von einer solchen Brut erwarten? Stumm, mit gesenktem Haupt, liess Claudia die Flut der Beschuldigungen über sich ergehen und erhob nicht einmal einen Einwand gegen den Vorwurf ihrer mangelhaften Erziehungsmethoden. Sie war sich wohl bewusst, dass sie neben der Arbeit im Haushalt und in der Osteria, neben den Mühen des Heufes und des Holzsammelns, neben dem Nähen, Flecken, Stopfen und den tausend anderen Dingen des Alltags nicht genügend Zeit gefunden hatte, sich eines jeden der sieben Kinder besonders anzunehmen. So waren die Sprösslinge eben auf gut Glück aufgewachsen, und man musste froh sein, dass sie nicht schlechter geraten waren.

Mutter Claudia selbst war mit ihren fünf- undvierzig Jahren bereits ein altes Weib; unter den schweren Heu- und Laublasten, die sie im Tragkorb den Hang hinaufzuschleppen und in der Scheune abzuladen pflegte, hatten ihre Schultern sich gekrümmt; das früh ergraute Haar war im Nacken zu einem dünnen Rattenschwanz geflochten und aufgesteckt; der Mund, in dem die Vorderzähne fehlten, wirkte wie eingesunken in dem runzeligen Gesicht. Einzig die Augen blickten lebendig und zuweilen scharf und durchdringend in die Welt, welche nicht viel Erfreuliches für eine Frau wie sie bereit zu haben schien. Sie war eine jener weiblichen Sklavennaturen, die sich widerstandslos zum Ausbeutungsobjekt des Mannes machen, weil sie unbewusst an generationenaltan Minderwertigkeitskomplexen kranken. Auf Francesca aber setzte sie ihre ganze Zukunftshoffnung; des Mädchens Verhalten dem Vater gegenüber erfüllte sie mit Stolz, und sie sah mit Genugtuung die Tochter immer selbständiger werden. Sie hoffte im stillen, einst eine wirkliche Stütze an ihr zu finden. Umso härter fiel daher der Schlag auf das mütterliche Herz, als Frau-

cesca, ohne Claudia auch nur ein Sterbenswörtlein von ihren geheimen Plänen verraten zu haben, eines Morgens spurlos verschwunden war. Hätte Francesca sich ihr nicht anvertrauen können? Ueberhaupt: warum war die Tochter eigentlich fortgezogen? Erging es ihr etwa nicht weit besser als den übrigen Familienmitgliedern? Wenn sie auch seit einem Jahr im Kaufladen des Dorfes gearbeitet hatte, so war das doch eine verhältnismässig leichte und angenehme Beschäftigung gewesen, die sie ausserdem der Nähe des Vaters entzog und ihr eine grössere Unabhängigkeit von ihm verlieh. Man sollte also meinen, Francesca hätte allen Grund zur Zufriedenheit gehabt und nebenbei auch ein wenig an ihre arme, gequälte Mutter denken dürfen, sie aber war einfach auf und davongegangen, eine grosse Leere nicht bloss im Elternhause, sondern auch in den Herzen der Burschen hinterlassend, denn Francesca war zweifellos die Schönste im Dorfe gewesen. Für die andern Mädchen bedeutete ihr Verschwinden somit eher ein glückliches Ereignis, denn sie waren dadurch ihre gefährlichste Rivalin los geworden.

Am Abend, wenige Stunden vor der Katastrophe, waren die Männer wie gewöhnlich um den Tisch der Osteria versammelt gewesen. Auf der Bank, am offenen Kaminfeuer, hockten Riccardo und Andrea, die beiden Bewohner des Nachbarhauses, das, wie nach einer Stütze suchend, dicht



Nur einige Artikel, deren Füllmaterial Typha Fluff ist. Von links nach rechts: Kopfkissen, Sofakissen, Topflappen, Lebensretterweste, Wäschesack, Spielzeughase. Mrs. Kovacs, rechts, trägt ein mit Katzenschwanzfüllung gepolstertes Wärmegilet.

an Lorenzos Haus lehnte. Einer solchen schien es allerdings auch dringend zu bedürfen, schief und baufällig wie es war, so dass es beinahe aussah, als drohte es jeden Augenblick einzustürzen, während Lorenzos Haus auf sicherem Fundament zu stehen schien, was sich dann allerdings bei dem Unglück als ein Irrtum erwies. Andrea war der älteste Dorfbewohner. Schon mehr als neun Jahrzehnte hatte er zwischen diesen Mauern verbracht, wo jeder Stein ihm wohl bekannt, jeder Baum ihm vertraut war. Als junger Bursche hatte er wohl auch von fernem Meeren und fremden Ländern geträumt, die Wirklichkeit aber hatte ihm nicht mehr als eine Kuh, zwei Ziegen, ein halbes Dutzend Hühner, eine kranke Frau und einen reichen Kindersegen beschert, der ihm jedoch durch die Tuberkulose erbarmungslos wieder geraubt worden war.

FARMER VERDIENEN AM UNKRAUT!



Harold Hamley von der Burgess Gesellschaft zeigt die Eschenskis, die extra angefertigt wurden, um die Katzenschwanz-Ernte in den Sümpfen leichter durchführen zu können



Leicht wie Flaum und weiss wie Schnee kommt Typha Fluff aus den Maschinen

Kapok, das Füllmaterial für Kissen, Rettungsringe, Lebensretterwesten, Polster und auch Matratzen stammt aus Java und aus China und war während den Kriegsjahren für viele Industrien nicht mehr,

erhältlich. Wie überall dort, wo die Wissenschaft und der gesunde Menschenverstand zusammenarbeiten, zeitigten diese erfreuliche Resultate und Dr. Burgess, ein Amerikaner, ersetzte nach zehnjährigem Experimentieren den Kapok durch das Unkraut Katzenschwanz. Botanisch unter dem Namen Typha Latifolia bekannt, wächst dieses Unkraut am liebsten in sumpfigen Gegenden, wächst aber auch in Feldern und Wäldern und recht häufig den Eisenbahngleisen entlang. Die Farmer Wisconsins freuten sich nicht schlecht über Dr. Burgess Entdeckung, denn Katzenschwanz wächst in Ashippun haufenweise, und die Farmer ernten dieses Unkraut heute nicht nur, sondern sie säen es an und kommen so zu einer stattlichen Nebeneinkünfte.



Typha Fluff, wie das Produkt genannt wird, kommt gepresst zum Versand. Ungepresst würde das hier gezeigte Quantum ungefähr den dritten Teil eines Güterwagens füllen

Die Fasern des Katzenschwanzes werden durch einen verhältnismässig einfachen Prozess in flaumige, leichte, wasserabstossende Watte verarbeitet und können für alle Füllungen verwendet werden, für die seit Gedenden nur Kapok in Frage gekommen ist. Unabhängig geworden von Importen, die aus heute wirtschaftlich unsichern Ländern gekommen sind, verbleiben so ebenfalls beträchtliche Mittel innerhalb des eigenen Produktionslandes, und wenn früher der Kuli Kano, sein chinesischer Aufseher Charly Wung und der britische Exporteur Harold J. N. G. B. Tomlinson an Kapok verdienten, so geht heute der Farmer Jack McMillan mit dem Check zur Bank, um das Geld zu holen, das ihm das einst verachtete und verhasste Unkraut heute einbringt, nachdem er zum grösstenteil saatlos geerntet hat.

J. H. M.

Nun war Andreas Haar weiss wie Schnee und ebenso der Bart, der sein runzliges Gesicht wie Stoppeln die Furchen eines Feldes zierte; borstengleiche Brauen ragten über tiefliegenden, eisgrauen Augen, die matt und glanzlos in die Welt blickten. Zur schönen Jahreszeit pflegte er, auf seinen Stock gestützt, durch die Gassen zu humpeln, in der Sonne zu hocken und zuweilen einen Besuch auf dem Friedhof bei der Kirche abzustatten, wo in einer Ecke, dicht an der Mauer, eine Reihe von Holzkreuzen die Namen seiner Frau und Kinder trugen. Sein altes Haus hatte er dem Schuster Riccardo vermietet und sich selbst in die Mansarde zurückgezogen. Riccardo hatte im Erdgeschoss seine Werkstatt aufgeschlagen, wo man ihn täglich, über zerlöchernte Schuhe gebückt, mit Hammer und Leisten hantieren sehen konnte. Im Sommer pflegte er den Schemel in der Gasse vor der Türe aufzustellen, so dass sein Gehämmerte bereits frühmorgens wie ein wahres Trommelfeuer zwischen den Mauern widerhallte. Im Winter hingegen schaffte er im Halbdunkel des niederen Raumes und lud zuweilen Andrea ein, ihm Gesellschaft zu leisten, obgleich der Alte eigentlich nicht viel zu erzählen wusste, hatte er doch nichts erlebt, was nicht das ganze Dorf längst gekannt hätte. Solange Andrea aber noch einigermaßen lesen konnte, pflegte Riccardo ihm die Bibel auf die Knie zu legen, damit er ihm daraus vorlese. Riccardo war nämlich ausserordentlich fromm, so fromm, dass er von den Leuten halb im Ernst, halb im Scherz, als der «Dorfheilige» bezeichnet wurde. Die Wände in seiner Werkstatt waren mit biblischen Bildern tapeziert; die ganze Geschichte Jesu war da in billigen Drucken dargestellt, ebenso die schmerzreichen Leidensgeschichten sämtlicher Heiliger, während in der Mitte der Längswand ein grosses Bild von Jerusalem, der heiligen Stadt, thronte.

Riccardo war nie verheiratet gewesen, und niemand glaubte ihm etwas Schlechtes nachsagen zu können. Wohl wusste jedermann, dass er einst mit der Theresa verlobt gewesen war; als aber die Braut plötzlich das Dorf verlassen hatte, um ein Jahr später geistesgestört wieder heimzukehren, hatten alle verstanden, dass aus dieser Ehe nichts werden konnte, und man rechnete es Riccardo hoch an, dass er sich nie nach einem anderen Weibe umseh. Was allerdings niemand wusste, war, dass Thereses plötzliche Abreise und darauffolgende Geistesstörung mit seiner Weigerung, sie zu heiraten, zusammenhing. Nach ihrer Rückkehr bezog Theresa ein etwas abseits gelegenes, baufälliges Haus, das sie ganz allein bewohnte. Riccardo liess seiner einstigen Verlobten eine kleine Unterstützung angedeihen, was die Bewunderung der Leute für seine Grossherzigkeit noch festigte. Theresa vegetierte dahin, gleichgültig gegen ihre Umgebung und sich selbst, letzteres in dem Masse, dass sie allmählich körperlich wie seelisch immer mehr verfiel. Der Schmutz häufte sich in ihrer Kammer und Küche, die Kleider hingen in Fetzen von ihrem Leibe, das Haar fiel in ungewaschenen Strähnen in ihr Gesicht, und ihre Nägel erinnerten an die Klauen eines

Raubvogels. Als dann plötzlich, sechzehn Jahre nach ihrer Stadtreise, eine junge Verwandte zu ihr ins Haus kam, um endlich nach dem Rechten zu sehen, staunte niemand darüber, noch fragte man nach der Herkunft des Mädchens, das den Namen Cecilia trug. Cecilia, die die Irre mit Tante Theresa anredete, hatte kein rosiges Dasein: ihr Schützling war alles andere als leicht zu behandeln, das Reinhalten des Hauses und der Kleider stiess auf hartnäckigen Widerstand und führte häufig zu peinlichen Szenen. Allmählich jedoch gelang es Cecilia, eine Wandlung zu erreichen, und wenn auch Theresas Verstand keineswegs in vollem Umfang wiederkehrte, wurde sie doch wieder sauberer, zugänglicher und menschenfreundlicher.

Cecilia selbst besass ein heiteres Gemüt, das sich durch nichts niederschlagen liess. Singend pflegte sie ihre Arbeit zu verrichten, singend schritt sie mit der Wäsche zum Brunnen und singend half sie bei der Weinlese. Ihre schöne Stimme hatte des Pfarrers Aufmerksamkeit auf sie gelenkt, so dass er sie sonntags in der Kirche singen liess. Dann lauschten wohl alle andächtig dem Gesang, ganz besonders aber Riccardo, der Schuster, der mit gefalteten Händen und gesenkter Stirn dass. Ihm war, als höre er die Engel im Himmel singen, und er dachte, dass es gewiss auch im Tempel zu Jerusalem nicht schöner gewesen sein konnte, als in der Kirche seines Heimatdorfes. Jedesmal, wenn er Cecilians Stimme vernahm oder das Mädchen vorüberhuschen sah, wurde ihm warm ums Herz. Er wusste nicht warum, aber irgendwie fühlte er sich zu ihr hingezogen, wie zu keinem anderen Menschen im Dorfe. Wenn ich eine Tochter hätte, dachte er, müsste sie Cecilia gleichen.

Am oberen Tischende in der Osteria thronte Romano, der eigentlich ein Aussen-seiter im Dorfe war, da er aus einer ziemlich entlegenen Talgemeinde stammte. Seine Frau, die Lucia hingegen, zählte zu den eigenen Leuten; also hatte man schliesslich auch Romano gnädigst in der Gemeinschaft aufgenommen, obgleich man sonst für Fremde nicht viel übrig hatte. Die Lucia konnte übrigens froh sein, einen Mann gefunden zu haben; so arm wie sie gewesen, hatten die Burschen sich wahrhaftig nicht um sie gestritten. Sie, die früh Verwaiste, hatte eine traurige Kindheit und eine schwere Jugend hinter sich gehabt und ihr Brot als Magd sauer verdienen müssen, als Romano in ihr Leben trat. Er war Maurer von Beruf und besass einen netten Batzen Ersparnes auf seinem Kassenbüchlein. Weder er noch sie waren jung, als sie heirateten, aber sie verstanden sich ausgezeichnet, und aus dem Hause, das Romano in dem Heimatdorf seiner Frau aufgeführt, ertönten niemals, wie aus so manchen anderen, Schimpfworte und Geschrei. Nach langem Warten hatte die Lucia also schliesslich doch das grosse Los gezogen und war glücklicher geworden als manche ihrer einstigen Genossinnen, die heute gegen Armut und Not kämpften, eine Kinderschar und dazu noch einen Trinker zum Mann hatten. Lucia und Romano besassen bloss einen Sohn, der ihr ganzer Stolz war.

(Fortsetzung folgt)

Im italienischen Ferragosto haben sich die römischen Feierlichkeiten zu Ehren des Korn-gottes, die am 1. August ihren Anfang nahmen und mehrere Tage andauerten, bis in die heutige Zeit überliefert. Von der Kirche wurden die weltlichen Festtage dann auf die Mitte des Monats verschoben, so dass sie heute mit Mariä Himmelfahrt zusammenfallen. Ferragosto im engeren Sinn umfasst auf dem Lande meistens nur den 15. in den Städten jedoch die Tage vom 14.—16. August. Im weitern Sinne versteht man heutzutage in Italien unter Ferragosto die üblichen Sommerferien der Geschäfte, die sich auf eine, zwei, drei oder gar mehr Wochen ausdehnen können. In der Tat findet man in Florenz im August beinahe die Hälfte der Läden geschlossen. Ein kleiner, oft nur handgeschriebener Zettel «Wegen Ferien bis 25. August geschlossen» usw., klärt die Kundschaft auf. Um die Mitte des Monats sieht es wie ausgestorben aus; wer es irgendwie einrichten kann, verlässt die Großstadt: hinaus aufs Land, in die Berge, ans Meer, zum Palio nach Siena!

Der unwiderstehliche Zauber der Toskana erschöpft sich nicht in ihrer landschaftlichen Schönheit, sondern erfährt geradezu eine Steigerung ins Wunderbare in den verträumten, mittelalterlich anmutenden Provinzstädten. Pisa, Lucca, Siena u. a. m. sind die Zeugen einer unvergleichlich grossen Vergangenheit. Zurzeit, als anderswo in Europa noch der Feudalismus die wirtschaftliche Entfaltung hinderte und gestrenge Schlossherren regierten, erblühten in den «Comuni» Italiens Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe und regierten sich freie Bürger bereits nach demokratischen Grundsätzen, bahnte sich eine Entwicklung an, die in der Renaissance ihre Krönung fand und Italien den Ruhm des führenden Kulturträgers Europas eintrug.

In all diesen Städten ist durch Ueberlieferung das urwüchsige Brauchtum jener kulturell glanzvollen Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag unverfälscht erhalten geblieben. So führt Florenz jährlich zweimal sein historisches Fussballspiel, die «partita del calcio fiorentino» aus dem 15. Jahrhundert, Pisa im Juli den erbitterten Kampf zwischen Tramtana und Mezzogiorno um den Ponte di Mezzo, und Siena am 16. August seinen traditionellen Palio durch.

Das vorwiegend mittelalterliche Stadtbild von Siena hat sich unangetastet bis in die heutigen Tage erhalten können. Mehr als in irgendeiner anderen Stadt der Toskana fühlt man sich hier ins 14. oder 13. Jahrhundert zurückversetzt. Die italienische Gotik hat in Siena ihre höchste Verfeinerung und schönste Eleganz erlangt, ohne dass aber die Bodenständigkeit, die Verbundenheit mit der bäuerlichen Umgebung verdrängt worden wäre. Die Wirkung der aus rötlichem Backstein erstellten Paläste und der Gegensätze des schwarz-weissen Marmors beim Dom, gereicht ans Traumhafte, Mystische.

Der Ferragosto in Siena wickelt sich seit Jahrhunderten im Zeichen des Palio ab. In seiner heutigen Form als Pferderennen will ihn die Geschichtsschreibung seit 1659 durchgeführt wissen. Es lässt sich aber nachweisen, dass die Ursprünge viel weiter zurück zu suchen sind.

Der Palio ist für Siena alles, er bedeutet gleichsam Krönung des Jahres, der stillen Arbeit und des Eifers innerhalb der Contrada durchs Jahr hindurch, und wenn drei Tage vorher die Auslese der Pferde, die Auslosung der teilnehmenden Contrade und die Probieren stattfinden, wird die ganze Stadt von einer schwärmerischen Begeisterung erfasst, die sich am Palio selbst in einem alles mitreissenden Freudentaumel austobt und bei den Siegern mit einer tollen Sinnesberauschung endet. Die Stadt umfasst von alters her 17 Contrade, Stadtbezirke, eine Einteilung, die ins Mittelalter zurückgeht. Jeder Contrada steht ein Priore, Governatore oder Rettore vor, der von Vertrauensmännern, Belräten, Säckelmeister usw. unterstützt wird. Auf den Palio hin wählt das Volk den Capitano, dem die Vertretung der Contrada am Rennen übertragen wird. Es ist nun leicht